

Cornelius J. Dyck

ANGEEIGNETES TÄUFERTUM*

Die Geschichte der Täufer und Mennoniten ist die Geschichte von Gehorsam und Ungehorsam, von menschlicher Stärke und Schwäche und von der Gnade Gottes. Sie ist menschliche Geschichte, in der wir als Glaubende die Hand Gottes sehen können.

Wenn wir uns mit dieser Geschichte befassen, dann ist es berechtigt, nach ihrer Relevanz für das Individuum, die Kirche und unsere Zeit zu fragen. Kann das täuferisch-mennonitische Bekenntnis unserer Welt einen Dienst erweisen, der sonst ausbliebe, und falls das so ist, worin besteht sein Beitrag? Wenn dieses Bekenntnis eine lebenswichtige Bedeutung für die Menschen unserer Tage haben sollte, wie ist es dann zu erklären, daß die Mennoniten nur eine kleine Glaubensgemeinschaft von knapp einer halben Million Mitglieder in der ganzen Welt geblieben sind? Haben die Mennoniten das Bekenntnis ihrer Väter unreflektiert übernommen oder haben sie es für sich neu entdeckt, und wie kommt dies zum Ausdruck? Ist das mennonitische Bekenntnis mehr in ländlichen Gemeinden zu Hause oder kann es auch in den ständig wachsenden Großstädten bestehen und sogar gedeihen?

Bevor wir versuchen, diese und andere Fragen zu beantworten, indem wir ein Zukunftsbild entwerfen, ist es vielleicht sinnvoller, uns den Täufern zuzuwenden, um festzustellen, wie sie in ihre Zeit hineinpaßten und wie sie den Menschen ihrer Tage dienten. Auf diese Weise erkennen wir vielleicht deutlicher die Probleme und Möglichkeiten, denen sich die Mennoniten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellen müssen. Wir wollen dies tun, indem wir die Täufer so sehen, wie andere sie sahen und wie sie sich selbst als einzelne und als ein Volk sahen. Wir wollen diese Eindrücke dann in einen Zusammenhang mit unserem gegenwärtigen Leben bringen, um zu sehen, ob sie zutreffend sind und wie sie angeeignet werden können. Die Zeiten haben sich geändert, aber bei allem sollten wir uns bewußt sein, (a) der Unveränderlichkeit der frohen Botschaft von Jesus Christus, (b) der Sündhaftigkeit des menschlichen Wesens, was sich nicht durch das umfassender werdende Wissen geändert hat, und (c) der andauernden Spannung zwischen der Kirche als dem Volk Gottes und der Welt als der Stätte des Menschen.

Revolutionäre

Wenn wir uns dem 16. Jahrhundert zuwenden, dann sind wir betroffen, mit welchen harten Schimpfwörtern einige Zeitgenossen die Täufer diffamiert haben. Sie wurden allen Ernstes für das Werkzeug des Teufels gehalten. Sicher muß solch ein Haß die Herzen dieser Leute vergiftet und sie unempfänglich gemacht haben für jede neue Wahrheit. Zum großen Teil waren dies jedoch Menschen in leitender katholischer oder lutherischer Stellung oder im obrigkeitlichen Amt. Der einfache Mann war den Täufern nicht unfreundlich gesonnen, wenn er nicht von der Obrigkeit dazu angestachelt wurde. Der Haß der Amtsträger traf in der Tat die Täufer gerade deswegen, weil sie so beliebt unter dem Volk waren.

Wenn wir nach Gründen für diese Beliebtheit suchen, werden wir bald feststellen, daß die aufrechte Lebensweise und der einfache Glaube der Täufer einem tiefen Bedürfnis des Volkes entsprachen, das genug hatte von der Korruption der Kirche und der Unterdrückung durch die Obrigkeit. Indem sie das Wesen der Kirche als eine Gemeinschaft neu definierten, die nur aus Gläubigen besteht, gaben die Täufer auch eine neue Definition für das Wesen der Obrigkeit, da Kirche und Obrigkeit bisher eine Einheit bildeten, in die alle erst durch die Kindertaufe Einlaß fanden. Da die Täufer als Ketzer angesehen wurden, mußten sie auch Revolutionäre sein, die die Absicht hatten, den Staat zu unterminieren. Der Vorwurf des Aufruhrs ist sehr häufig in den Protokollen der Verhöre zu finden, die uns zur Verfügung stehen.

Es gab auch noch andere Gründe für diese Beschuldigungen als nur die Verwerfung der Kindertaufe. Sie weigerten sich, irgendeinen Eid zu schwören, auch nicht den erforderlichen Treueid der Obrigkeit gegenüber; sie wollten nicht als Soldaten dienen und waren der Überzeugung, daß ein Christ nicht obrigkeitliche Ämter bekleiden sollte; da sie verfolgt wurden, trafen sie sich häufig zu ungewöhnlichen Zeiten und an verschwiegenen Orten. Dadurch erweckten sie noch mehr den Eindruck einer geheimen, subversiven Tätigkeit. Außerdem vertraten sie ihre Sache mit großem Eifer, indem sie alle Gefahren ignorierten, um ihren Glauben zu verbreiten. Felix Mantz war der erste von vielen, die starben, weil sie nicht versprechen wollten, über ihren Glauben zu schweigen. Wenn sie gefangen, gefoltert und verbrannt wurden, dann starben sie als Sieger, nicht als Opfer eines grausamen Zeitalters, in dem Vertrauen, daß ihre Sache schließlich siegen würde. Alle diese Anzeichen überzeugten die Obrigkeit davon, daß sie es mit

gefährlichen Revolutionären zu tun hatte, für die der Tod die einzig angemessene Strafe war.

Schließlich gab es noch einen wichtigeren Grund, warum man in den Täufern Revolutionäre sah. Revolution bedeutete Gewalt gegenüber der Obrigkeit; die tragischen Ereignisse des Bauernaufstandes unter der Führung von Thomas Müntzer und die gleichfalls traurige Episode von Münster einige Jahre später überzeugte sie, daß alle Täufer im Grunde ihres Herzens Revolutionäre waren. Auch die Friedfertigen, so sagten sie, waren nichts anderes als Wölfe im Schafspelz, die auf den geeigneten Moment warteten, um die Regierung und die Ordnung zu stürzen: „Denn ob wol der Müntzer dahin ist, so ist drumb sein Geist nicht dahin. Der lebt warlich noch, reget sich auch noch in vielen Winkeln, sonderlich in der Widderteuffer Secten, welche von Müntzer dieses Ort Landes gepflantz, bis daher nicht gantz hat ausgerottet werden mogen.“¹

Diese Interpretation, die eine Verbindung sah zwischen dem Täuferium und der revolutionären Gewalt eines Müntzer und von Münster, wurde von vielen Gelehrten bis in unsere heutige Zeit akzeptiert. Aus diesem Grunde wandten andere viel Zeit und Mühe daran nachzuweisen, daß die Täufer in Wahrheit sehr wenig mit dieser Bewegung zu tun hatten und daß man sie nur verstehen kann als eine friedfertige Bewegung, als Jünger, die versuchten, dem Beispiel ihres Herrn nachzufolgen. Dieses berechnete Ziel, das friedfertige, nicht-revolutionäre Wesen des Täuferiums nachzuweisen, ist erreicht worden, aber dabei ist das radikale Wesen der ersten Generation dieser Bewegung in Vergessenheit geraten. Die Täufer erschienen als unglückliche Opfer, die geboren wurden in einem Zeitalter, das noch nicht reif war für sie, als ruhige und bescheidene Menschen, die alleine gelassen werden wollten. Aber diese Lesart entspricht nicht den Quellen und der Vorstellung, die die ersten Täufer von sich hatten. Sie wollten kein Mitleid, sie waren darauf aus, um jeden Preis das Leben und das Schicksal der Menschen zu ändern. Auf eine Weise waren sie tatsächlich Revolutionäre, und die Geschichte hat gezeigt, daß es ihnen an vielen Stellen gelang, die Kirche und sogar die Gesellschaft zu ändern.

Es ist klar, daß die Täufer friedfertig bis hin zur Kriegsdienstverweigerung waren. Anstelle der Gewalt setzten sie in ihrer Methode der Revolution die Liebe, das christliche Zeugnis, die aufrechte Nachfolge; aber diese Methode war schon so revolutionär, daß sie die Fundamente der Kirche und des Staates zu erschüttern drohte, für die Behörden Veranlassung genug, alle Täufer, deren sie habhaft werden konnten, als eine Maßnahme der Selbstverteidigung zu töten. Die Täufer hatten kein revolutionäres

Programm für die Gesellschaft; ihre Botschaft war ein Ruf zur Umkehr, zum Glauben und Gehorsam, aber sie wußten, daß diejenigen, die hierauf ansprachen, sich radikal lösen mußten von der alten Kirche und der Gesellschaft, ähnlich wie diejenigen, die Jesus folgten während seines Wirkens auf Erden. Wie Paulus kündigten sie eine neue Ordnung an (2. Korinther 5, 17) und wie er, so wurden sie beschuldigt, die Welt auf den Kopf stellen zu wollen (Apg. 17, 6). Es war revolutionär, die vollkommene Trennung von Kirche und Staat zu propagieren, wie sie es taten, für Religionsfreiheit einzutreten und für eine Kirche, die sich aus Erwachsenen zusammensetzt, die frei entscheiden, ob sie ihr beitreten wollen oder nicht. Indem sie so über die Kirche redeten, sagten sie praktisch, daß die bestehende Kirche überhaupt keine Kirche war. All dies erschien sehr revolutionär, obwohl die Täufer darauf bestanden, daß dies einfach dem entsprach, was die Bibel von Anfang an gelehrt hatte.

In der Geschichte der Menschheit sind die gewaltlosen Revolutionen, die von Menschen wie den Täufern ausgelöst wurden, meist wirkungsvoller gewesen und haben die Entwicklung der Gesellschaft nachhaltiger verändert als die gewaltsamen politischen oder sonstigen Revolutionen. Wir denken hierbei an die tiefgreifenden Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte durch die verschiedenen philosophischen Strömungen, durch die Wissenschaft und das kopernikanische Weltbild, durch die industrielle Revolution und die revolutionäre Entwicklung in unserem Zeitalter der Technologie. Revolution an sich ist kein schlechtes Wort, aber es wird jetzt so interpretiert, weil es in Zusammenhang gebracht wird mit Gewalt und weil die Revolution viele plötzliche Veränderungen mit sich bringt, die die etablierte Ordnung bedrohen. Aus diesem Grunde werden die sozialen und wirtschaftlichen Revolutionen in Afrika und Asien gefürchtet, obwohl sie nicht mehr und nicht weniger sind als das Bemühen von Menschen, verlorene Zeit aufzuholen. Die Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten ist eine weitere Illustration hierfür.

Den Täufern des 16. Jahrhunderts die Bezeichnung „Revolutionäre“ zu geben, heißt deshalb, sie zu identifizieren mit einer großen Vision und einem mutigen Zeugnis angesichts eines entschiedenen Widerstandes vonseiten der Kirche und des Staates. Es bedeutet, bereit zu sein, den höchsten Preis zu zahlen, nämlich mit dem Leben selbst, um diese Vision verwirklicht zu sehen. Normalerweise widersetzen sich Menschen den Veränderungen heutzutage genauso wie vor vierhundert Jahren. Sie vermengen immer noch Kirche und Gesellschaft, d. h. sie sind immer noch nicht in der Lage, zwischen Kirche und Welt zu unterscheiden. Die Gesellschaft wird sich bis zum letzten

gegen diejenigen verteidigen, die die etablierte Ordnung bedrohen. Es ist viel einfacher und sicherer, sich anzupassen. Ob die Erben der Täufer auf ihre Weise Revolutionäre im besten Sinn des Wortes sein können, dort zu reden und zu handeln, wo es wichtig ist, hängt davon ab, wieweit sie das biblische Zeugnis in unseren Tagen wieder für sich entdecken, so wie es die Täufer lange vor uns taten.

Den Täufern wurde nicht nur vorgeworfen, Revolutionäre zu sein, sondern man sah in ihnen auch Sozialisten und sogar Kommunisten. Man glaubte, daß sie aus den unteren Schichten der Gesellschaft kamen und daß sie alle die Gütergemeinschaft praktizierten, ein System, von dem sie hofften, es schließlich jedem aufzwingen zu können. Verhöre vor Gericht und in Folterkammern konzentrierten sich oft auf diese Frage, ein weiterer Beweis dafür, wieviel Angst die privilegierten Klassen hatten, ihren Reichtum und ihren Status zu verlieren. Es wurden sogar Versuche unternommen von modernen Sozialisten, die Täufer als Vorkämpfer für wirtschaftliche und soziale Gleichstellung hinzustellen.

In Wahrheit stimmten beide Vorwürfe nicht. Forschungen haben ergeben, daß die Täufer sich nicht vorwiegend aus Armen, Entrechteten und Einsamen rekrutierten, sondern daß zu ihnen Menschen aller Gesellschaftsschichten gehörten. Arbeiter, Adelige, Priester, Handwerker, Fischer, Theologen und andere. Es ist auch eine bekannte Tatsache, daß nur eine kleine Anzahl von Täufern — die Hutterer — totale Gütergemeinschaft praktizierten und daß keiner von ihnen überzeugt war, daß sie außer unter Gläubigen, die sich freiwillig dafür entschieden, praktiziert werden könnte oder sollte. Aber sie lehrten, daß der Christ kein Recht habe, sich selbstsüchtig an seinen Gütern zu erfreuen, wenn andere Mangel leiden. Als ein Täufer schwer gefoltert wurde, sagte er: „Aber sovil die gemein der guter belangt, sagt, das unter inen keiner benötigt werde, sein gut in die gemein zu geben; sie gedenken auch die mit gewalt nit gemein zu machen, sonder welcher guter hat und sieht seine bruder oder schwester benötigt, der sol auch lieb und keinem bezwang helfen und mitteilen.“²

Aber sie weigerten sich, ihm zu glauben, so wie sie sich weigerten, anderen zu glauben, und verdächtigten ihn des Kommunismus. Als sie ihn weiter folterten, sagten sie ihm: „Und ob sie wol sagten, die guter sollten allein under inen gemein sein, stunde doch ir herz und anschleg vil anders und aigentlich dahin, alle andern guter gemein zu haben...“³

So wie der Vorwurf, gewaltsame Revolutionäre zu sein, falsch war, so verhielt es sich auch mit dem Vorwurf, die Täufer seien Kommunisten, aber dennoch lag diesem Vorwurf eine tiefe Einsicht in das Wesen des Täuferiums

zugrunde, nämlich die, daß die Christen sich nicht an die Dinge dieser Welt binden, sondern sie nur in den Dienst Gottes stellen sollten für das Wohlergehen der anderen. Ihre Verfolger waren befremdet und mißtrauisch gegen die Gleichgültigkeit, mit der die Täufer den materiellen Gütern begegneten, eine Haltung, die ihnen unnatürlich und teuflisch vorkam. In einer Zeit, in der die Mehrheit der Menschen in der Welt arm und unterernährt ist und in der der Tenor in vielen Revolutionen unserer Tage der Kampf zwischen denen ist, die nichts haben und denen, die etwas besitzen, ist es selbstverständlich, daß das Anliegen der Täufer, mit den weniger Begüterten zu teilen, ein entscheidender Faktor des christlichen Gehorsams ist. Die Mennoniten unserer Tage haben viel geleistet bei Hilfsaktionen rund um die Welt, aber auch das ist nur ein Bruchteil dessen, was sie tun könnten, wenn der täuferische Verantwortungssinn für den Nächsten in aller Welt sie alle erfassen würde. Bei den Täufern entsprang dieses Verantwortungsgefühl aus der großen Freude über das, was Gott für sie durch Jesus Christus getan hatte. Den Bedürftigen zu helfen, sowohl materiell wie geistlich, war ein wichtiger Bestandteil der Botschaft vom Heil.

Rettung durch christliche Werke

Den Täufern wurde oft vorgeworfen, sie suchten sich ihre eigene Rettung zu verdienen, anstatt sich auf die freie Gnade Gottes zu verlassen, weil sie den Gehorsam und die sittliche Reinheit so stark betonten. Luther und die anderen Reformatoren wollten auch ein aufrichtiges Leben und Kirchengerechtigkeit, aber ihnen war noch wichtiger, jeden in der Kirche zu haben, damit er gerettet würde. Für sie war die Kirche die Arche Noah, ein Platz der Zuflucht und der Errettung, während die Täufer die Aufgabe der Kirche darin sahen, wie eine Stadt auf einem Hügel zu sein, um so allen Menschen als sichtbares Beispiel zu dienen. Für Luther war Gnade das erste und letzte, und wenn auch die guten Werke aus dem Glauben erwachsen, so war doch die Gnade entscheidend. Für die Täufer war Glaube ohne Werke tot, was soviel hieß, daß die Art, wie ein Mensch lebte, zeigte, wie und was er glaubte.

Es kam so weit, daß jeder, der ein aufrechtes sauberes Leben führte, verdächtigt wurde, Täufer zu sein. Über den Prozeß von Hans Jäger wird z. B. berichtet: „Nur weil er nicht geschworen und einen unärgerlichen Wandel geführt hat, warf man einen Argwohn des Wiedertaufs auf ihn. Man habe ihn wohl lange dafür gehalten, fernerlich der ursach, daß er sich so still,

eingezogen und wesentlich gehalten, nit geschworn, gezecht oder ander dergleichen geton“. ⁴

Einige empfanden sogar die guten Werke als Hindernis für die Rettung und wiesen auf das disziplinierte Leben der Täufer als auf ein weiteres Zeichen für das Werk des Teufels. So schrieb Bullinger über die guten Werke, daß „dies ein alter Trick des Teufels ist, mit dem er in allen Kirchen, angefangen zu Zeiten des Apostel Paulus, versuchte, seine Fische zu fangen.“ So sehr wurden die Täufer mit den guten Werken identifiziert, daß Historiker häufig versucht waren, jede Bewegung, die die moralische Aufrichtigkeit in irgendeiner Epoche betonte, als täuferisch zu bezeichnen. ⁵

Es muß ein verhextes Zeitalter gewesen sein, wenn jeder, der ein einwandfreies Leben führte, der Ketzerei verdächtigt wurde und deshalb ein Täufer war. Für sie war es jedoch nicht Werkgerechtigkeit, sondern ein heiliges Leben, das aus dem Glauben hervorging durch die Macht des Heiligen Geistes. Der erste Artikel des Schleithheimer Bekenntnisses von 1527 spricht von dem Täufling als einem, der „in der Auferstehung Jesu Christi wandeln möchte“. Menno Simons schrieb viel über das Verhältnis von Gnade und guten Werken, auch das folgende: „Die Wiedergeborenen. . . führen darum auch ein bußfertiges, neues Leben, denn sie sind in Christo neu geworden, und haben ein neues Herz und einen neuen Geist empfangen. . . und leben nun nicht länger nach dem alten verdorbenen Wesen des ersten und irdischen Adams, sondern nach dem neuen und aufrichtigen Wesen des neuen und himmlischen Adams, Christi Jesu. . . Ihr armes, schwaches Leben erneuern sie alle Tage je länger desto mehr, und das nach dem Bild desjenigen, der sie geschaffen hat, ihr Gemüth und Sinn ist nach dem Gemüth und Sinn Christi, und wollen gern wandeln gleich wie er gewandelt hat; sie kreuzigen und zähmen ihr Fleisch mit allen seinen bösen Lüsten. . . Sie ziehen Jesum Christum an und beweisen seines Geistes Art und Kraft in allen ihren Früchten.“ ⁶

Diese Betonung des Gehorsams ist mit dem Wort „Nachfolge“ umschrieben worden. Die Täufer waren überzeugt, daß Christen nicht leichtfertig die Sünde als eine Notwendigkeit ansehen sollten; Sünde kann durch die Gnade Gottes besiegt werden. So geschah ihre Weigerung, Kinder zu taufen, nicht aus dem Grunde, weil sie glaubten, daß kleine Kinder keine Sünder seien. Sie waren optimistisch im Hinblick auf die Möglichkeiten des Menschen und waren sicher, daß die Kinder gerettet werden aufgrund der Macht Gottes, wie sie ihn in Jesus Christus kannten. Es ist schon erwähnt worden, daß es ihnen möglich war, ein Leben in Heiligkeit zu erreichen, weil sie erstens auf Bekehrung und persönlichem Bekenntnis bei jedem Glied ihrer Kirche bestanden, weil sie zweitens den Gottesdienst in kleinen Gruppen feierten, wo

man sich gegenseitig kannte, sich ermahnen und helfen konnte, weil sie drittens strenge Maßstäbe hatten für eine christliche Lebensführung, weil sie viertens Kirchenzucht praktizierten und weil sie fünftens in der Lage waren, sich von den bösen Einflüssen der Gesellschaft um sie herum fernzuhalten. Wenn die täuferische Vision und ihr Zeugnis unter den Mennoniten weiter leben soll, dann kann diese Beschreibung von der Kirche und Nachfolge gut als ein Modell für unsere heutige Zeit dienen. Worte sind leicht ausgesprochen, aber bedeuten oft wenig. Die Menschen müssen die Liebe Gottes sehen, um zu glauben. Christus war das fleischgewordene Wort Gottes und lieferte dabei eine Vorlage für seine Jünger, wie sie ihm mit seiner Hilfe zu folgen hätten. Wenn das mennonitische Bekenntnis solche Jünger hervorbringen kann, dann hat es in der Tat eine dringliche und lang währende Aufgabe.

Bibelchristen der Reformationszeit

In den vergangenen Jahrzehnten entstanden zwei Vorstellungen von den Täufern, die uns vielleicht helfen können, sie zu verstehen. Die erste ist die, daß sie Bibelchristen der Reformationszeit waren. Im Jahre 1931 schrieb Walter Köhler, der weltbekannte Kirchenhistoriker aus Heidelberg, daß „die Täufer die Bibelchristen der Reformationgeschichte sind . . . bemüht, die Urkirche von Jerusalem wiederherzustellen, als heiliges Volk, streng abgesondert von der Welt“. ⁷ Vor ihm hatte ein altkatholischer Historiker C. A. Cornelius sie „eine Kirche der radikalen Bibelleser“ genannt. In jüngster Vergangenheit wurde behauptet, daß die Wiederentdeckung der Bibel der große und entscheidende Verdienst der Täufer war, wie wir an ihrer Einstellung gegenüber der Heiligen Schrift ablesen können:

„So wurden die Inspiration, Unfehlbarkeit, Einheit und Autorität der Bibel auf das entschiedenste bejaht. Doch behielten sie die grundlegende Unterscheidung zwischen dem alten und dem neuen Bund bei; und sie taten dies, ohne dabei die Tatsache zu vernachlässigen, daß das AT das Wort Gottes ist . . .“ ⁸

Das Täuferium ist zweifellos deshalb entstanden, weil Menschen davon überzeugt waren, daß die Bibel das meinte, was sie sagte, und ihr gehorcht werden mußte. Viele der führenden Männer aus der frühen Zeit des Täuferiums hatten eine ausgezeichnete Ausbildung an den Universitäten genossen und waren unter den Einfluß des Humanismus geraten. Einer der wichtigsten Beiträge des Humanismus zur Reformation und auch in Bezug auf das Täuferium war der Hinweis auf die Wichtigkeit des Quellenstudiums.

Alle wichtigen Reformatoren standen anfänglich unter dem Einfluß der humanistischen Bibelforschung, aber während sie darauf bestanden, daß nur ein ausgebildeter Prediger richtig die Schrift interpretieren könne, glaubten die Täufer mit Menno Simons, daß „das Wort klar ist und keiner Deutung bedarf“. Nicht daß sie alles verstanden, aber sie waren bestürzt darüber, wie die Gelehrten es fertig brachten, die Schrift ihren persönlichen Ansichten gefügig zu machen. So kamen sie zu der Überzeugung, daß nicht mehr Wissen, sondern mehr Gehorsam notwendig sei.

Von der Schrift übernahmen sie auch dann das Modell der Kirche, so wie sie sein sollte. Anstelle einer Reformation wollten sie Restitution — die Kirche so wiederherzustellen, wie sie in der Bibel beschrieben wird. Die Kirche war verloren in dem Moment, als sie unter Konstantin im 4. Jahrhundert zur Staatskirche wurde, und sie konnte nur wieder zu ihrer ursprünglichen Form finden, indem sie an einem Punkt begann, der vor dieser Fehlentscheidung lag. Durch diese Fehlentscheidung, so glaubten sie, sei es zu der Kindertaufe, dem Militarismus, dem Klerikalismus und all den unchristlichen Merkmalen in der Kirche gekommen. Die wahre Kirche sollte nach Menno Simons folgende Kennzeichen haben: reine Lehre, Abendmahl und Taufe gemäß der Schrift, Gehorsam gegen die Bibel, Liebe, Bereitschaft zum Zeugnis und Bereitwilligkeit zum Leiden. Dieser Wunsch, die Kirche des Neuen Testaments wieder zu errichten, ist manchmal mit dem Wort „Primitivismus“ bezeichnet worden, womit man die Umkehr zum ersten oder ursprünglichen Kirchenmodell meinte.

Diese Treue zur Schrift, dieses Bestreben, ihre Botschaft in unserer Zeit umzusetzen, macht aus der Kirche mehr als nur eine von vielen Organisationen, die von den Menschen zu ihrem eigenen Nutzen eingerichtet wurden. Oft bedient sich der Heilige Geist der Schrift, um Dinge zu verurteilen, die die Menschen tun oder unterlassen. Aus diesem Grund gab es in der Kirchengeschichte keine große Erneuerung ohne eine Wiederentdeckung der Schrift und eine Bereitschaft, auf das zu hören, was Gott durch sie sagt. Die Bibel ist nicht Gott, sie weist auf Gott und sein Werk der Errettung im Leben der Menschen hin. Mennoniten sind nicht die einzigen, die die Bibel lieben und versuchen, ihrer Lehre zu folgen, aber die meisten Christen lesen sie immer noch nicht so ernsthaft wie die Täufer, die das glaubten, was in ihr über Liebe, Frieden, das Schwören und andere wichtige Punkte gesagt wurde, die im Widerspruch zur menschlichen Natur stehen und darum in jeder Gesellschaft unbeliebt sind. Aber wenn, wie die Täufer glaubten, Gott Herr ist über das Schicksal der Menschen und der Völker, dann dienen jene, welche seinen Willen kennen und ihn befolgen mit Hilfe der Schrift, zum Besten der

Menschen dadurch, daß sie Gott dienen. Bibelchristen im 20. Jahrhundert im wahrsten Sinne des Wortes zu sein, so wie die Täufer es verstanden, bedeutet, herausgerufen zu sein, um Großes zu vollbringen. Ob die Mennoniten diesem Anspruch gerecht werden können und von der Macht Gottes zeugen, bleibt noch zu sehen.

Menschen, die ihrer Zeit voraus sind

Das andere Bild, das man sich in jüngster Vergangenheit von den Täufern gemacht hat, ist die Vorstellung, daß sie ihrer Zeit weit voraus waren, für Dinge eintraten, die erst Jahrhunderte später akzeptiert wurden, Grundsätze proklamierten, die der Gesellschaft immer noch unannehmbar zu sein scheinen. Einer der Männer, die dies behaupteten, war der deutsche Soziologe und Historiker Ernst Troeltsch, der seine Auseinandersetzung über das Täuferium mit den Worten beendete: „Die ganze Bewegung war ein verfrühter Triumph der besonderen Grundsätze der Freikirchen.“ Zu denen, die mit dieser Ansicht übereinstimmten, gehörte der Quäker Rufus Jones, der schrieb:

„Und doch wurden, wie es oft in der Geschichte zu beobachten ist bei Bewegungen, die mit Spott und Verachtung überschüttet wurden, die Besiegten am Ende die Sieger . . . als fast alle Grundsätze der Täufer in die Verfassung der Vereinigten Staaten aufgenommen wurden oder in einem wichtigen Zweig der amerikanischen Christenheit ihren Niederschlag fanden.“⁹

Mit den „besonderen Grundsätzen der Freikirchen“ meinten Troeltsch und auch Jones die Trennung von Kirche und Staat, Freiheit der Religionsausübung und freiwillige Kirchenmitgliedschaft. Demgegenüber wurde die europäische Geschichte stark geprägt von dem Machtkampf zwischen Kirche und Staat und der Vorherrschaft der einen oder anderen Institution; Kirchenzugehörigkeit war nicht freiwillig, und infolgedessen gab es wenig Religionsfreiheit. Die täuferische Vorstellung von der Kirche als einer Gemeinde von Gläubigen, frei vom Zugriff des Staates, stand in krassem Gegensatz zu der Idee einer Staats- oder Volkskirche, die jeden einschloß von der Geburt bis zum Tode.

Diese Einstellung der Täufer ist natürlich ermutigend, aber es ist fraglich, ob ihnen allein aller Dank gebührt. Der amerikanische Historiker Roland H. Bainton vermutet, daß die Prinzipien der Freikirche, die Trennung von Kirche und Staat und die Religionsfreiheit in das amerikanische Leben und

Gedankengut mehr durch die Puritaner und den Einfluß der französischen Revolution eindringen als durch die Täufer, obwohl letztere die ersten waren, die sie in der westlichen Welt vertraten. Bainton bestreitet nicht den Einfluß des Täuftertums auf diesem Gebiet, aber es schränkt ihn ein.¹⁰

Obwohl diese drei Grundsätze jetzt allgemein in der westlichen Welt akzeptiert sind, werden sie doch oft falsch interpretiert oder nicht in die Praxis umgesetzt. Religionsfreiheit bedeutet z. B. häufig, Freiheit von der Religion oder das Recht, Entscheidungen über den Glauben zu treffen, ohne jemanden zu fragen: „Was ich glaube, das ist meine Sache“. In vielen Kirchen, die die Erwachsenentaufe praktizieren — unter ihnen auch viele mennonitische Gemeinden — treffen die jungen Leute keine echte freie und freiwillige Entscheidung, getauft zu werden und der Kirche beizutreten; sie tun dies, weil sie „alt genug“ sind, oder weil ihre Freunde es machen, oder weil ihre Eltern es schon taten und möchten, daß sie es auch tun, oder weil sie einer bestimmten gesellschaftlichen Klasse angehören und sich ihren Anforderungen anpassen wollen. Ähnlich wird es immer schwieriger, die Belange der Kirche von denen des Staates getrennt zu halten — im Geschäftsleben, in der Frage der Steuern, in Kriegszeiten — obwohl die Gerichte in dieser Beziehung wachsam sind.

Christen, die ernsthaft überzeugt sind von diesen Grundsätzen und sich bemühen, sie in die Praxis umzusetzen, können der Kirche und der Gesellschaft einen großen und anregenden Dienst erweisen. An die Trennung von Kirche und Staat zu „glauben“, heißt demnach z. B., durch ein prophetisches Zeugnis in Wort und Tat der Regierung zu dienen; an die freie Religionsausübung zu „glauben“, heißt dann für den Christen, jene zu lieben, die anders glauben, und jene, die nicht glauben, und ihnen gleichzeitig die Macht Gottes im eigenen Leben zu demonstrieren; das heißt auch, an freiwillige Kirchenzugehörigkeit in einem örtlich begrenzten Rahmen zu „glauben“ und den Traditionalismus abgelegt zu haben. Unzählige andere Folgen ergeben sich aus diesem tiefen „Glauben“ an die Wahrheit und Wichtigkeit dieser drei Grundsätze. Werden die Mennoniten von heute die Initiative auf diesem Gebiet ergreifen, so wie es ihre täuferischen Vorfahren taten? Es besteht einige Hoffnung.

Was sollen wir damit anfangen?

Nun, da wir mehrere Möglichkeiten erwogen haben, die Vision der Täufer im 16. Jahrhundert in einer neuen Weise für uns wieder zu erwecken, müssen

wir uns fragen, was wir mit ihr anfangen sollen. Es scheinen sich mindestens fünf Möglichkeiten zu ergeben, neben einer Vielzahl von Kombinationen unter einigen von ihnen:

Erstens, wir können uns entscheiden, nichts damit anzufangen, wenn wir Mennoniten sind. Da ein Mennonit herkömmlich definiert wird als einer, der in eine mennonitische Familie hineingeboren wird, gibt es praktisch nichts, was diejenigen, die so geboren sind, daran tun könnten oder sollten. Ein traditioneller Mennonit zu sein, heißt inzwischen, ein gutes Ansehen zu genießen — Mennoniten stehen im Ruf, gute Farmer und ehrliche Geschäftsleute zu sein. Wenn schwierige Fragen über den Glauben gestellt werden, dann können wir immer einen Ausspruch zitieren oder das sagen, was unsere Kirche lehrt, ohne wirklich viel über uns selbst zu wissen. Wenn Mennoniten von außen gelegentlich der Kirche beitreten, bestätigen sie das, was wir schon lange wissen — daß wir schon mehr als vier Jahrhunderte richtig lagen und daß unser Glaube zu anspruchsvoll für die meisten Menschen ist!

Zweitens haben wir die Wahl, die Forderung der Geschichte an uns als bedeutungslos und unpassend für unsere heutige Zeit abzulehnen. Wenn die Berichte über den Glauben und das Märtyrertum uns auch beeindrucken, so gehören sie doch schon zur Geschichte. Als Bekenntnis ist das Mennonitentum dann als altmodisch und unrealistisch anzusehen, hoffnungslos unmodern in einer Zeit, in der über Kybernetik und den Tod Gottes geredet wird. Aber da man sehr viel Mut haben muß, um öffentlich zu verkünden, daß man den Glauben verwirft, und da dadurch viel Unruhe entsteht, ist es einfacher, die Teilnahme am kirchlichen Leben mehr und mehr einzuschränken und schließlich ganz aufzugeben und nach und nach weggetrieben zu werden.

Drittens können wir den großen Beitrag der täuferisch-mennonitischen Tradition gegenüber der Kirche und dem Staat anerkennen, aber gleichzeitig meinen, daß die Zeit gekommen sei, das Mennonitentum sterben zu lassen, indem wir einen uns passender erscheinenden Namen wählen, oder indem wir Christen werden, die zu keiner Konfession gehören, oder indem wir uns mit anderen Christen vereinigen als Ergebnis der ökumenischen Bewegung unter den Kirchen. Solche Entscheidungen können begründet sein durch ein Gefühl des Opfers, der Minderwertigkeit oder einfach der Unzufriedenheit mit der Kirche und den Wunsch, den Traditionalismus loszuwerden durch einen Neubeginn. Wenn solch ein neuer Anfang in kleinen Gruppen gemacht wird, könnte Kirchendisziplin möglich werden, und es bestünde vielleicht Hoffnung, ein erneutes Erstarren des kirchlichen Lebens zu verhindern.

Viertens, aus Ärger über den traurigen Zustand der Kirche, so wie wir ihn kennen, können wir eine Periode der Vergangenheit auswählen, entweder aus der täuferischen oder frühen Geschichte, als das „Goldene Zeitalter“ und unsere Zeit damit verbringen, darüber zu reden, wie herrlich es sein würde, wenn jeder diese Vision von der Kirche annähme. Unterdessen jedoch würden wir uns weiterhin unserer menschlichen Schwäche auch in der Kirche Christi bewußt sein und wir würden uns an die Unmöglichkeit erinnern, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, um die Vergangenheit wieder herzustellen. Positiv gesehen würde die Aufrechterhaltung eines solchen nachzuahmenden Modells für die Kirche die Christen an ihre Berufung durch Jesus Christus erinnern; negativ gesehen könnte es eine Entschuldigung werden, sich nicht in das Leben und die Arbeit der Kirche mit einbeziehen zu lassen.

Fünftens können wir das täuferisch-mennonitische Erbe wählen als das Bekenntnis, das uns als die aufrichtigste Deutung der biblischen Botschaft erscheint und indem wir es wirklich zu unserem eigenen machen, können wir durch Wort und Tat von seiner Wahrheit und Macht zeugen. Der Ruhm und der Gehorsam unserer Väter wird dann auch unsere Geschichte sein ebenso wie ihre Fehler und ihr Ungehorsam. Wenn wir uns näher mit ihnen befassen, lernen wir uns selbst besser verstehen und können leichter erkennen, wohin wir gehen, sowohl als einzelne als auch als Kirche. Anstatt daß wir versuchen, ganz von vorne anzufangen mit der Kirche, beginnen wir dort, wo wir sind. Indem wir unsere Vergangenheit bejahen, werden wir frei, uns auf neue Weise den Notwendigkeiten unserer Zeit anzupassen, ohne gebunden zu sein durch den Traditionalismus einerseits oder durch die emotionellen Folgen, die sich aus einer Absage an das Erbe ergeben. Diese Wahl bedeutet dann, daß wir nichts zu verteidigen haben — weder uns selbst noch die Kirche, weder eine Ablehnung der Kirche noch das Evangelium; wir haben dann nur ein Zeugnis abzulegen von der Macht Jesu Christi in der Vergangenheit und in unserem eigenen Leben.

* Dieser Aufsatz ist das geringfügig gekürzte Schlußkapitel aus: „Introduction to Mennonite History. A. Popular History of the Anabaptists and the Mennonites“, hg. von Cornelius J. Dyck, Scottdale 1967, S. 307—319. Das Kapitel trägt die Überschrift „The Continuing Vision“. Es ist von Luise Wedel übersetzt worden. Die Erlaubnis zum Abdruck hat freundlicherweise der Verlag Herald Press, Scottdale, Pa., erteilt.

1 Justus Menius nach F. H. Littell, Das Selbstverständnis der Täufer, Kassel 1966, S. 211.

- 2 Aussage von Julius Lober von Zürich am 6. Mai 1531 in Franken. Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer, II. Bd., Markgrafentum Brandenburg, hg. v. K. Schornbaum, Leipzig 1934, S. 238.
- 3 Aus den Frageartikeln zum Verhör der Windsheimer Täufer, Mai 1531, ebd., S. 236.
- 4 Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer, I. Bd., Herzogtum Württemberg, hg. v. G. Bossert, Leipzig 1930, S. 259, 12—14, und 260, 37, 261, 3.
- 5 Z. B. Albrecht Rischl, Geschichte des Pietismus, Bonn 1880; Ludwig Keller, Zur Geschichte der Altevangelischen Gemeinden, Berlin 1887, und Leonard Verduin, The Reformers and their Stepchildren, Grand Rapids 1964.
- 6 Die vollständigen Werke Menno Simons, I. Teil, Elkhart, Ind. 1876, S. 241, zitiert bei Harold S. Bender, Walking in the Resurrection, in: Mennonite Quarterly Review (MQR), XXXV, S. 108 f.
- 7 Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl., V, 1931, Sp. 1916 f.
- 8 D. E. Smucker, The Theological Triumph of the Early Anabaptist-Mennonites, in: MQR, XIX, 1945, S. 10.
- 9 R. Jones, Mysticism and Democracy in the English Commonwealth, Cambridge 1932, S. 32 f.
- 10 R. H. Bainton, Der täuferische Beitrag zur Geschichte, in: G. F. Hershberger (Hg.), Täufertum, Erbe und Verpflichtung, Stuttgart 1963, S. 299—308.